Die Werke der Barmherzigkeit : Besuch beim Maler Hans Schilter zu Goldau

Autor(en): **Scherer, Bruno Stephan**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **52 (1975)**

Heft 4

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1031248

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Werke der Barmherzigkeit

Besuch beim Maler Hans Schilter zu Goldau

P. Bruno Stephan Scherer

Vor zehn, vor fünf Jahren noch hätte mich die Einladung, einen Künstler in seinem Atelier zu besuchen, in schwärmerische Begeisterung getaucht. Warum empfinde ich heute anders? Warum stehe ich aller Begeisterung und allem Neuland scheu und abwartend, wenn nicht gar misstrauisch gegenüber — ein Schüler während der Schulreise, auf den Rückenschuss des Lehrers: «Jetzt schreibt ihr darüber einen Aufsatz!» gefasst?
Die Begeisterung gilt es in wirkkräftige Freude umzuwandeln, jegliches Neuland will erobert sein. Das erfordert Zeit und Energie. Das schlägt ins Gebiet der geistigen Verantwortung.

Gedämpfte Freude also, doch doppelte Freude: Ich bin nicht allein auf der Fahrt, ich darf im Auto einer Künstlerin mitfahren. Das Datum ist rasch ins Auge gefasst: Mitte Mai 1972. Wir bleiben dabei trotz des Dauerregens, der seit Mitte April das Land und die Gemüter verdüstert, den Stauseen aber das dringend benötigte Wasser zuführt. In den Höhen hat es vor kurzem wieder geschneit. Es ist recht kalt. Die Mailieder tönen — sofern sie ertönen — anachronistisch. Die Vögel ducken sich unter die Regendächer von Strauch und Baum. Die Apfelblüten verkommen grau und gelb.

Die Fahrt

Wir fahren dem Urnersee entlang. Der Gitschen, selbst der weisse Bristenstock hellen den Blick zurück ins Tal nicht auf. Verhängter Himmel. Regendrohung. Wir erinnern uns einiger Landschaften in Hans Schilters grosser Bildermappe: «Steinerau», «Altmatt-Rothenturm», «Lauerzersee und Mythen», «San Giorgio, Venedig». Da erscheint eine ähnliche regenschwere Atmosphäre ins Bild gebannt. Aber wir haben Glück: kein Tropfen fällt. Es hat sich am Morgen ausgeregnet. Ueber dem See, gegen Brunnen, erscheint hin und wieder ein Schimmer Sonnenlicht. Die Bäume und Sträucher stehen regenfrisch in hellem Grün. Ibach — verhüllt die Mythen —, Seewen, Lauerz, die Insel Schwanau. Das bleigraue Wasser begleitet die Räder. Das Gespräch verstummt immer wieder. Auch Künstler leben von der Sonne. Goldau. Die tiefen Wolken und Nebelstreifen verdecken die Absturzstelle am Berg. Aber die mächtigen Brocken in den Wiesen enthüllen uns den Schrecken von 1806.
Die «Bernerhöchi»! Ich ziehe die Wegbeschreibung von Frau Schilter aus der Tasche. Man geht nicht fehl: Die Südwand des Künstlerhauses trägt ein Fresko. Dahinter ahnt man das Atelier. Der Motor ächzt das letzte, steile Wegstücke hinan. Man hat uns gehört. Freudig be-

grüssen wir einander. An der Hauswand lehnt eine bemalte Truhe, hangen Bild und Ziegel, wartet eine Sonnenuhr auf den Schattenstrich. Vom jähen Waldrand herüber bimmeln die Glöcklein weidender Schafe. Das Gras wächst. Nachbarlich grüsst ein Bauernhaus, vom Hügel fast verdeckt. Das Gärtchen am Hang, sinnvoll bepflanzt, blüht zu jeder Jahreszeit. Es ist die Domäne der Frau. Ein Apfelbaum verliert die letzten, verregneten Blüten. Er hat ein paar lichte Tage gehabt, sein Leuchten weitergeschenkt — den Bildern des Malers? Im Brunnen plätschert das frische Wasser. Aus eigener Quelle! bemerkt der Hausherr stolz.
Wir treten ein, übergeben die kleinen Gaben. Schnell hat Frau Schilter die Blumen in passende Gefässe gestellt, die Schwertlilien, die gelben Tulpen. Sie selbst hat die Vasen geformt, bemalt, brennen lassen; übrigens auch das Kaffeeservice, das Weihwassergefäss, den Aschenbecher. Die Frauen verstehen einander ohne viel Worte. Wir Männer haben es schwerer.

Im Atelier

Befreiendes Gefühl: das helle, grosse, bis an Dachschräge und First aufsteigende Atelier! Raum der Freiheit, schöpferischen Atems. Die Arbeitswand ist behangen mit Skizzen und Bildentwürfen zu den «*Sieben leiblichen Werken der Barmherzigkeit*». Hans Schilter hat den ehrenvollen Auftrag erhalten, den Schwyzer Kantonsratssaal mit zehn Glasfenstern auszustatten. «Ich werde Euch keine Krieger und Reisläufer, keine Fahnen und Kanonen, auch nicht die Schlacht bei Morgarten hinmalen, sondern die Sieben Werke der Barmherzigkeit», sagte der Maler zu den Regierungsräten. «Wenn Ihr, das Parlament und die Richter des Kantons, sie erfüllt, habt Ihr genug, habt Ihr alles getan!» Und die Mächtigen des Landes nickten ihr Ja.
Vor ein paar Monaten hat der Künstler mit den Entwürfen begonnen; mit dem Stift erst, suchend nach der geschauten oder erahnten Bildgestalt. Die nächste Stufe: Lavierte Federzeichnung. Auf dem Boden stehen die Kupferplatten für die Stiche bereit, die meisten fertig. Und nochmals grösser, einfacher in der Linienführung, die Bleiruten in schwarzer Tusche einberechnet und in voller Farbkraft: die Kartons. Roter und blauer Kontrast, das Rot wächst ins Orange und Gelb hinüber. In der Mitte leuchtet im Rot des aus Liebe vergossenen Blutes das Kreuzesbild: gelbgrau der zermarterte Leib, der Herr, der sich unser erbarmte. Den Ratsherren und Regierungsräten, den Richtern, Angeklagten, Journalisten und Zuschauern wird es vor Augen stehen: «Eine grössere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde» (Joh 15, 13).
Die Männer des Staates werden sich bemühen, die Probleme zu lösen, die Fragen zu beantworten, Taten zu setzen, zu planen und zu verwirklichen, Leiden zu lindern. Alle Leiden? Alle. Die Bemühung sei umfassend, der Einsatz total, bis zur Hingabe des Lebens. Die Tragik unserer irdischen Situation meldet sich früh genug: Leid und Schmerz, Verfehlung und Unrecht, Trauer und Verzicht werden nicht aussterben.

Die Werke der Barmherzigkeit

Hungrige speisen! Wie anders denn mit dem braunkrustigen Brot und den sehnsüchtig danach ausgestreckten Händen ist dieses Werk zu verdeutlichen? Gemeint sind aber auch Fabriken und Werkstätten, Strassen und Eisenbahnen, was immer Geld und Brot ins Land und in die Familien trägt. Mitgemeint ist das Brot des Geistes: Schule und Wissenschaft, Kunst und Kultur. Mitgemeint ist das Wort Gottes und das Brot des Ewigen Lebens. Denn nicht vom irdischen Brot allein lebt der Mensch.
Durstige tränken: Wein und Wasser fliesst aus dem geneigten Krug in die Schale des Dürstenden. Die Sonne ausdörrender Hitze glüht im Kahlgeäst. Wein: Die Schale kalter Milch in

der Alphütte, das Grosse Bier am Schwinger- und Älplerfest, das Nein des Wirtes ins Antlitz des frevelnden und alkoholsüchtigen Zechers. Wein: Freude schenken in den Alltag des Mitmenschen, den Wein der Opferung vor den Vater im Himmel tragen und sich der inneren Wandlung stellen. Und Wasser: Die Quellen des Lebens erfassen, rein bewahren, weitergeben. Das Erdachte, Ersonnene, ins Kunstwerk Gehobene den andern mitteilen. Die Journalisten auf der Pressebank, die Schriftsteller unter der Schreibtischlampe, die Werbetexter, die Musiker, die Mönche und Lehrer sind angesprochen — legen sie Hand an?

Nackte bekleiden: Die Mutter, die den Nähkurs besucht, um für ihre drei oder fünf Knaben die Hemden und Hosen selber zu nähen, die Schneiderin, die Ladentochter mit schmerzenden Füssen hinter den Tuchballen, der erfinderische Nylon-Fabrikant, der Bergdorfkaplan, der für seine Schulkinder warme Kleider und Schuhe erbettelt, die Modistin, der Schirmverleiher — sie alle wissen: Nicht nur dem Leib, auch dem Herzen, der Seele, wird durch die Kleidung geholfen. Die andere Seite: Die 10. Station («Der Herr wird seiner Kleider beraubt»).

Das Kleid der Ehre tritt ins Blickfeld, das die Verleumder und Klatschbasen dem Nächsten entreissen, das Kleid der Würde der Frau, des Christen, des Menschen. Wir haben ein Gewissen. Es heisst uns das Mögliche tun, hier und heute.

Und da stehen wir wieder vor dem Mittelbild, dem *Kreuz* mit Maria und Johannes. Der Herr hat die beiden einander anvertraut: «Siehe da, dein Sohn! . . . Siehe, deine Mutter!» (Joh 19, 27), bevor Ihm der brennende Schmerz Stimme und Atem raubte. Wo man unter dem Kreuze ausharrt, wo man sich des Nächsten erbarmt, da ist Kirche, da ist das Heil. «Wer die Wahrheit sucht», sagt Augustinus, «hat Christus zum Haupt».

Und Johannes, der Evangelist unter dem Kreuze, wird zu Johannes dem Täufer, zum Wegbereiter, indem er auf Christus hinweist: «Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen» (Joh 3, 30). Nicht um Menschenehre allein, um eitlen Ruhm und Namen soll es in diesem Rathaus, soll es in Politik und öffentlichem Leben, in Kunst und Wissenschaft gehen. Er, der Herr, seine Wahrheit und Liebe müssen in Kirche und Welt wachsen, mächtig werden. Darum ziehen die Missionare und ihre Entwicklungshelfer in ferne Länder. Sein Reich soll kommen, seine Ehre und Herrlichkeit über uns erstrahlen.

Das Kreuz ist Mittelpunkt der Werke der Barmherzigkeit — hier im Glasscheibenzyklus wie in der Wirklichkeit. Alle Arbeit an den Gemeinschaften der Menschen, Politik also und Staatsführung, Amt und Stellung seien demütiger, barmherziger Dienst. Er gilt letztlich dem Herrn selbst, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, dem, der im Himmel lebt und in der Eucharistie, der im Nächsten, auch im Aermsten, erfahren wird. «Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan» (vgl. Mt 25, 40).

Kranke besuchen: Das heisst, notierte einmal Reinhold Schneider, «eine echte Beziehung zur Krankheit finden», denn in ihr «begegnen sich Menschliches und Göttliches, Mensch und Gott». Der Kranke versinnbildlicht den wahren Zustand der Welt: wie der Kranke des Arztes bedarf, so die Welt Christi. Der Kranke weist uns auf den Arzt der Welt hin. Stehen wir stumm vor ihm? «Vielleicht können ihm eine Geste, ein geflüstertes Wort sagen: Du bist da für uns und für Gott. Und morgen bin ich vielleicht an deiner Stelle» (Reinhold Schneider). So wird der Kranke, auch wenn er nichts davon ahnt, zum Boten des Heilbringers, und der das Werk der Barmherzigkeit setzt, wird selber beschenkt.

Vielleicht müsste man bei den Kreuzschwestern von Ingenbohl lernen, was es heisst, Kranke zu besuchen, die Werke der Barmherzigkeit zu üben, bei ihnen, den Krankenschwestern in vielen Spitälern, den Hausmüttern in

Hans Schilter: «Ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt»

Alters-, Pflege-, Kinderheimen und Waisenhäusern. Und besucht man die Kranken nicht mit einem jeden guten Wunsch für sie, mit jedem kleinen Gebet?
Fremde beherbergen: Die innere Kraft eines Volkes erweist sich in seiner Gastfreundschaft, in seiner selbstlosen Liebe auch zu den Fremden. Ich war fremd — habt ihr mich aufgenommen? wird der Richter uns einmal fragen (vgl. Mt 26, 43). Sollten an dieser Scheibe nicht die Beamten der Fremdenpolizei und alle, die mit Fremden zu tun haben, Gewissenserforschung halten? Müsste man nicht die Gastwirte, die Zimmer- und Wohnungsvermieter davor führen? Die Antonitermönche von Isenheim trugen einst die Schwerkranken ihres Spitals vor Grünewalds Kreuzbild, damit sie in der Geduld und Zuversicht wuchsen.
Ein mächtiges Gitter, körpergross, die zwei Gestalten davor und der Tröstende bei ihnen erweisen den hohen Wert der Freiheit und das Leid des Freiheitsentzugs. *Gefangene erlösen!* Im Ratsaal tagt das Obergericht. Hier wird Recht gesprochen, werden Strafen verhängt. «Ein Wort für die Richter!» sagt der Künstler. «Dass sie gerecht und weise richten und bedenken, was es heisst, hinter Gittern zu sitzen; dass sie sich der Fehlenden annehmen, wie man sich eigener Kinder annimmt; dass der Strafvollzug humaner werde; dass aber auch die Fehlenden ihr Unrecht einsehen und sich zu bessern trachten.» — Gab es je in der Geschichte eine Zeit, in der es mehr Gefangene, Unterjochte und Versklavte gegeben hätte als heute, da ganze Völker geknechtet sind und primitivster Freiheitsrechte entbehren? «Eine Gefangenschaft, auch eine solche in humaner Form, bedeutet Verleugnung und Verstümmelung des Menschseins», schreibt Willi Kramp.
Tote begraben: Der Künstler sagt: «Auch der Gegner und Feind, der Versager und Fehlende, Ihr Herren Politiker, verdient ein Grab, hat Anrecht auf die Ehre, die den Toten von jeher erwiesen wird.» — Karfreitagsabendstimmung lastet über dem Bild. Der Sterbende erfährt das Schicksal des Herrn. Im abendlichen Graugelb der Scheibe kündet sich das Licht des Auferstehungsmorgens.
Und da ist noch die Scheibe mit dem *Engel*, der die Wappen der sechs Schwyzer Bezirke, der Donatoren, wie einen Blumenstrauss in den Ratsaal trägt. In jedem Werk der Barmherzigkeit werden wir zu Boten des Herrn.

Werkstattgespräche

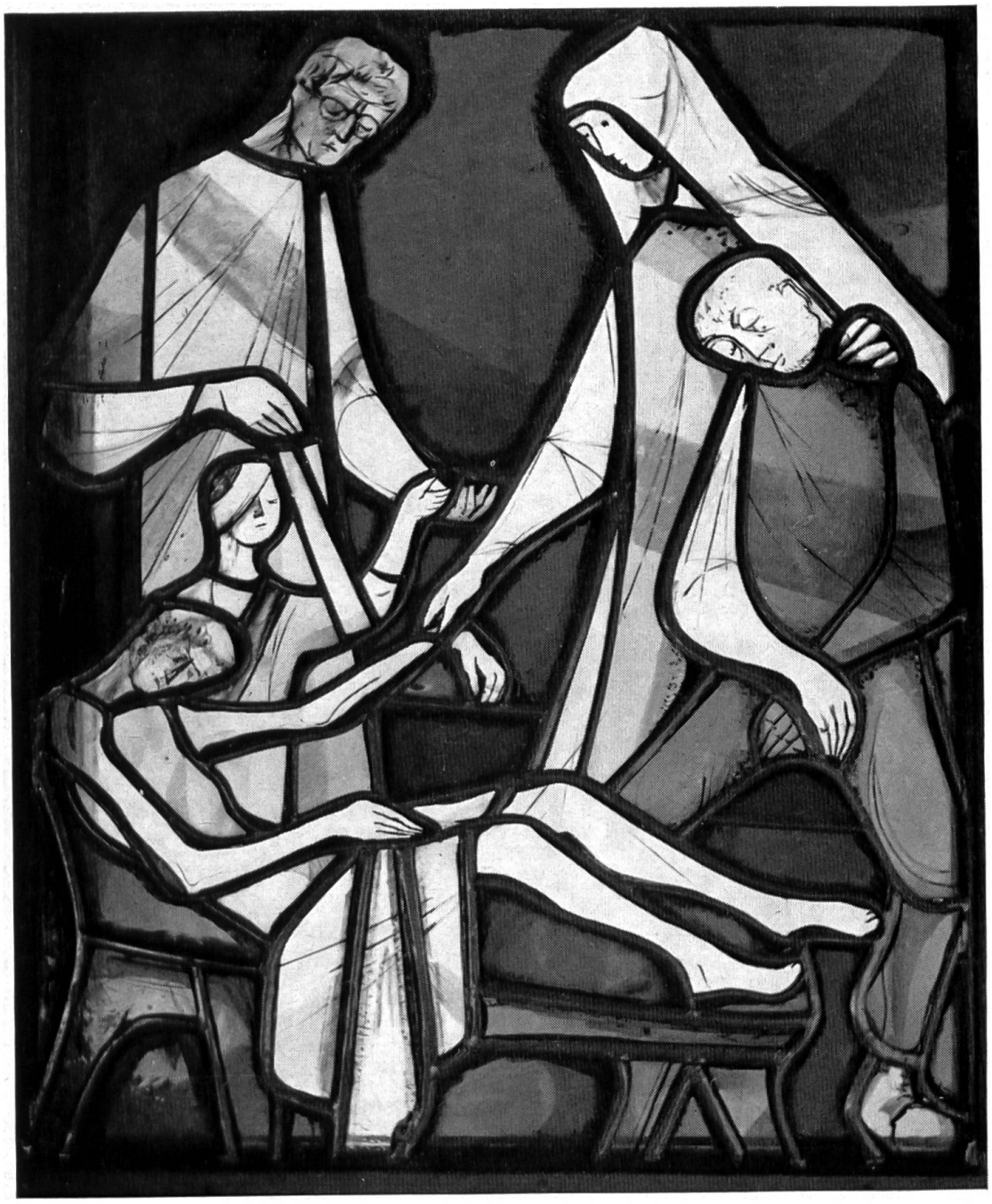
«Festgefahren!» klagt der Künstler. Er zündet sich eine Zigarette an. «In den letzten Tagen habe ich hart gearbeitet, nun will mir nichts mehr gelingen. Ja, ich mag die Bilder schon nicht mehr anschauen. Ich muss etwas anderes zur Hand nehmen, vorübergehend, ein Porträt, eine Kleinplastik.» Kleinplastik — die vor kurzem erst entdeckte und leidenschaftlich eroberte neue Welt des Formens in Wachs, des Bronzegusses. Hans Schilter zeigt uns drei handgrosse Figuren, Marktfrauen aus Afrika oder Tahiti. Sie tragen auf dem zierlich geformten Kopf einen Fisch, einen Teppich, Obst und Gemüse.
Auf der Staffelei steht das jüngste Plein-air-Bild: Der blühende Apfelbaum über dem Zugersee. An der Nordwand des Ateliers wagt sich Ikarus überlebensgross auf den Flug — der Sonne, dem Tod entgegen. Die Glasmalerei der Sternkreiszeichen von Stier und Zwillingen wird als Lampe im Haus eines Arztes leuchten. Ueber der Stiege hängt das Porträt *Walter Hausers,* des müde gewordenen Lyrikers und Pfarrers. «Beeile dich mit Malen», hatte er bemerkt. «Warum, verreisen Sie?» fragte der Künstler. «Ja, bald, und von dieser Reise kehre ich nicht mehr zurück!» Das war ein Jahr vor seinem raschen Tod am 23. September 1963. Ein paar Wochen nach Walter Hausers Heimgang erschien sein letzter Gedichtband: «Gesang im Abend». Etwas von diesem letzten Gesang liegt über dem dunkel verdämmernden Porträt.
Wir haben uns an den Tisch gesetzt, den fran-

zösischen Wein und das Gebäck von Frau Frederike zu kosten. Ein kleines, rotes Kätzchen ist auf leisen Pfoten ins Atelier gekommen. Es sucht die Nähe der Menschen. Katzengeschichten werden erinnert. Wie gut ist es, Tiere um sich zu haben. In der Kunst freilich ist ihre Symbolkraft bald erschöpft.

Ob wir *Gedichte* hören wollen? Wir sind gern bereit, lauschen der dunklen, ernsten Stimme des Künstlers. Vor einiger Zeit hat er die Verse auf Band gesprochen. Es ist nicht aussergewöhnlich, dass Maler Gedichte oder Geschichten schreiben. Mit Zeichnung und Komposition, mit Farbe und Linie, mit Licht und Schatten lässt sich nicht alles sagen. Das Wort schliesst Tiefen der Seele auf, die wuchtig ans Licht drängen. In Reim und Vers hinein tönt der beruhigende Stundenschlag der grossväterlichen Stubenuhr im Atelier. Entschwundene Zeit, erfahrenes Glück, überwundene Not — geborgen in Wort und Gedicht.
Der Künstler erzählt von seinem *Lebensweg,* von seiner Reise in den Norden, nachdem er auf der Akademie in Rom den Süden kennengelernt hatte. Die Wälder und Seen Finnlands, die Fjorde Norwegens, die Hauptstädte Schwedens und Dänemarks haben unvergängliche Eindrücke hinterlassen. In Paris, auf Montmartre, zufällig, hörte ihn ein Schweizer Uhrenfabrikant schwyzerdütsch sprechen (mit Bruder und Schwägerin). Schweizer in Paris, auf der gleichen Parkbank? Der Fabrikant befand sich auf der Suche nach einem Graphiker für die Uhrenindustrie. Hier sitzt ein Maler! Abgemacht! Uhren galt es nun in der ganzen Welt anzupreisen. Daneben blieb etwas Zeit für das freie Schaffen. Drei Jahre hielt der Künstler durch. Dann brach er aus dem Uhrengitter aus. Seither weiss er dankbar, was Freiheit für den schöpferisch Tätigen bedeutet. Seither trägt er keine Uhr mehr am Handgelenk.
Wir sehen die Modelle der Göscheneralpkirche und der Morgartenschlachtkapelle. *Göscheneralp!* Dreier Männer gedenkt der Künstler: Clemens Dahinden hat ihn damals zu sich gebeten und wünschte — der Direktor des Altdorfer Elektrizitätswerkes lag todkrank darnieder — Vorschläge zur künstlerischen Ausgestaltung der neuen Kirche; Dr. Fritz Ringwald hat die Vorschläge (hier im Atelier) gebilligt, den Scheibenzyklus, die vierzehn Stationen, das grosse Wandfresko vom Jüngsten Gericht; Hans Gisler, der Kaplan, hat die Werkabende auf der Alp verkürzt. Das Bild des «Friedensengels über Göscheneralp» sollte den Frieden ins zerstrittene Tal zurücktragen.
Der Wein war gut, der Kaffee nicht minder. Die beiden Töchterchen des Künstlers sind inzwischen aus dem Nachmittagsunterricht heimgekehrt. Das jüngste nimmt sich gleich des Kätzchens an. Das ältere macht sich an die «Ufzgi». Wir blättern in der Werksammelmappe, betrachten Bild um Bild. Zuviel des Guten! Man müsste dem einzelnen Werk mehr Aufmerksamkeit widmen können. Die Bilder der drei Chorfenster der Kirche zu *Unterägeri* allein stellen eine ganze Welt dar: die Heilsgeschichte. Die beiden *Abtsscheiben* für Abt Basilius Niederberger von Mariastein erregen unser Interesse. Pater Placidus Meyer hat sie im Namen des Konvents in Auftrag gegeben. Entzückend der grosse Wandteppich von der Ausfahrt der Flotte des *Columbus*, des Entdeckers von Amerika. Drei Entwürfe, jeder neu, doch undenkbar ohne den vorhergehenden, bezeugen das unablässige Ringen des Meisters um die Formvollendung, um die endgültige Gestalt. Aus den bändergeschmückten Schiffen, die nach der neuen Welt aufbrechen, spricht der Optimismus und der Fortschrittsglaube des Menschen, sein Entdecker- und Erfindergeist. Wäre es so noch heute! Aber wir erblicken mehr Dunkel als Helligkeit am Menschenhorizont. Wir drohen in der Umweltverschmutzung zugrundezugehen. Das Gift steckt in den Lebensmitteln, die wir kaufen, in der Luft, die wir atmen. Die Ohnmacht des einzelnen ist erschütternd. Wie wird es weitergehen? Zwar leben wir noch. Vielleicht werden wir auch mit Anstand

sterben können. Aber unsere Kinder? Welches Erbe übergeben wir ihnen? Gibt es einen Fluchtweg vor den Untergangsvisionen? Reicht der Name, das Wissen und die Hoffnung eines Teilhard de Chardin aus? Benötigen wir nicht einer stärkeren Tröstung, des Wortes etwa: «Ich bin bei euch alle Tage, bis zur Vollendung der Weltzeit»? (Mt 28, 20).

Das Fresko im «Wolfssprung»

Die alte Uhr schlägt sechsmal. Wir brechen auf. Wir sollten, meint der Künstler, im «Wolfssprung» einkehren. Das grosse Wandfresko stamme von ihm. Ja, wir werden zukehren. Wir haben die Abbildungen im Werkalbum gesehen und sind nun neugierig auf die Raumwirkung. Die Abendsonne, gedämpft von einem Wolkennetz, fällt auf den Urnersee. Wir stehen im Park am Wolfssprung und blicken ins frische Grün der hohen Buchen und Ahornbäume. Wir sitzen im Essaal des Hotels vor dem langgezogenen Hans-Schilter-Fresko. Blaudunkle Waldwelt! Aber allmählich hellt sich das Bild auf. Licht durcheilt den Tann, die ragenden Stämme. Links im Vordergrund sinnt der Bauernbursche in einer Arbeitspause zwischen Bäumen und Schachtelhalmen dem Sinn der Arbeit, des Lebens nach. Ihm gegenüber, im rechten «Bildrisalit», sägen zwei Burschen einen gewaltigen Stamm entzwei. Problemloses Tun. «Arbeite und sei nicht traurig!» ermahnte einst Sankt Benedikt einen jungen Mönch. Ueberraschende Tiefenwirkung! Im Hintergrund — leises Verdämmern des Waldmittags! — hantieren zwei Holzer mit der Axt. Zwei Pferde schleppen einen Stamm ins Freie. Wir sind beglückt. Unmerklich hat sich der Hotelraum waldhin geöffnet. Wir atmen Waldatmosphäre.
Durch die grossen Fenster blicken die Uferbuchen. In der Ferne, in Brunnen, stösst ein Dampfschiff ab und strebt Gersau zu. Zwischen den Zweigen zeigt sich der Schillerstein. Wir fahren heimzu.

Hans Schilter: «Ich war krank, und ihr habt mich besucht»